



Die Prinzipien eines Wissenschaftlers

Würde ich die mir selbst gefasste Aufgabe angehen und dann auch weithin befriedigend lösen können? Diese und weitere Fragen beschäftigen mich noch eine ganze Weile, auch am Abend des Tages, als ich mit Anniek wieder auf Jbyko zurückgekehrt bin. Nun sitze ich in jenem Schaukelstuhl und habe das dicke Buch über Fornburg aufgeschlagen. Das nächste Kapitel (es trägt den Titel »Vom Wesen der Geldwirtschaft«) paßt genau zu meiner Stimmung.

Gesättigt und matt von einem ausfallend großzügigen Abendessen – Lita gab uns allerlei Backwerk mit und von Tjelve erhielten wir Eier und Käse – sinke ich nieder und lege die Füße hoch. Ich bin zufrieden mit dem verstrichenen Tag.

Die Einwohner Fornburgs haben auf meinen Vorschlag wie erwartet reagiert und zelebrieren eine große Übereinstimmung, gepaart mit Hoffnung und hitzigen, unüberlegten Plänen, was nicht alles möglich wäre. An mir jedoch liegt es jetzt, diese Ideen gegenständlich zu belegen und zu beweisen, daß meine geologischen Kenntnisse nicht unbedarft sind. Anniek steht zu ihrem Vertrauen in mich, ebenso die Fornburger. Vielleicht nur, weil sie selbst nichts weiter mit der Geologie zu tun haben; nichts Tiefgründiges davon verstehen. Es ist leicht, einer Person zu vertrauen, die das Monopol auf einen Fachbereich besitzt. Und weiterhin kann man der beste Geologe der Welt sein – würde die Natur nicht mitspielen und die gesuchten Rohstoffe in großer Tiefe verbergen oder sie überhaupt nicht feilbieten – es wäre alles vergebens.

Nun, so schnell bin ich noch nicht mit der Aufgabe meines Plans und erinnere mich an eine Passage aus meinem Leben, die sich ganz ähnlich verhielt. Damals war ich noch Student und kartierte für meine Abschlussprüfung ein riesiges Gebiet auf einer Insel im Westen Schwedens. Einige etwas mißlich verlaufene Kartierungen schon hinter mir, nahm ich mir für die bevorstehende Kartierung fest vor, ganz meine in der Wissenschaft gebräuchliche Trennung zwischen

Dokumentation und Interpretation vorzunehmen. So war ich der Meinung, solange man das Gestein am Ort seines Anstehens nur richtig anspricht und Meßwerte wahrheitsgetreu aufnimmt, würde sich der Rest – das Bild der geologischen Lagerung und die Beziehung zwischen einzelnen Gesteinseinheiten – ganz von selbst ergeben.

Ich habe diese wesentliche Beobachtung – oder zumindest halte ich sie für wesentlich – schon bei verschiedenen Gelegenheiten notieren können: So gibt es in der Wissenschaft nur zwei Gegebenheiten: Fakten und Auswertungen, entsprechend des Prozesses ihrer Erhebung ›Dokumentation‹ und ›Interpretation‹. Meiner Meinung nach zeichnet sich ein Wissenschaftler nicht durch die Interpretation der (möglicherweise vorher noch frisierten Fakten) zu spektakulären Hypothesen aus, sondern durch die saubere und detaillierte Dokumentation derselben. Ein Wissenschaftler ist also mehr ein Dokumentar; jemand, dessen Handwerk die strukturierte und aufmerksame Beobachtung ist, die mit ebenso großer Sorgfalt und ohne übertriebenes oder gar falsches Wort, im Rahmen des fachlichen Sachverstands, niedergeschrieben wird. Interpretationen dagegen werden stets nur Vermutungen sein.

Hunderte Revisionen beweisen, daß Interpretationen bestenfalls eine Möglichkeit der Tatsachen darstellen, jedoch leichter fallen und richtiger sind, je mehr Fakten gewissenhaft dokumentiert wurden. Und daher sollte eben dies die vorrangige Aufgabe eines (Natur-)Wissenschaftlers sein. Freilich muß auch erwähnt sein, daß manche Fragen eventuell nie frei von variabler Deutung geklärt werden können, egal wie viele Informationen über die Jahrhunderte zusammengetragen werden. Und gleichgültig, ob nach Ablauf einer befristeten Anstellung ein Ergebnis zu nennen erwartet wird.

Etwas mehr gehört allerdings zum Wissenschaftler: Ausgehend davon, daß ein solcher in erster Linie auf Fakten vertrauen und aus ihnen logisch, das meint weitgehend vernünftig ableiten sollte (denn jedwede natürlichen Vorgänge sind durch einfache Kausalität erklärbar), würde ich ihn nicht Wissenschaftler nennen, sofern er sich nicht den Geist für Dinge bewahrt, die es zunächst offensichtlich nicht geben kann; die man für gänzlich unmöglich oder sogar Spinnerei hält. Dazu zählen übernatürliche Erscheinungen wie Gespenster, Außerirdische und Zeitreisen. Und wer weiß: Vielleicht wird man in 400 Jahren sagen: »Diese Primitivlinge von Damals,

kaum die Atomspaltung entdeckt, glaubten wirklich, daß Reisen mit Überlichtgeschwindigkeit nicht realisierbar seien!« – Gleiches gilt für Seelen der Verstorbenen und andere der Erfahrung, Erziehung und Bildung nach mystische Angelegenheiten. Wir Menschen verstehen schlichtweg viel zu wenig von der Natur und den uns umgebenden Energiefeldern, um tatsächlich ›alles‹ deuten zu können!

Abschließend möchte ich die ehrlich von mir vertretene Möglichkeit vorzeigen nicht auszuschließen, daß die Menschen, die Erde und alle sie umgebenden Himmelskörper Teil einer experimentellen Umgebung in einem ›Glaskasten‹ sind, deren physikalische Grundparameter (wir halten sie für universell gültig) von einem Wesen unermesslichen Verstandes reguliert werden.

So oder so, das von mir arrangierte Unternehmen bleibt ungewiß. Sinnlos ist es keinesfalls, jedoch fraglich hinsichtlich seines Erfolgs. Zumindest bleibt uns die Bewußtheit, für die Zeit unserer beiden Vorhaben mit Essen und Kleidung versorgt zu werden: Noch vor ein paar Stunden kam ich mit allen Fornburgern überein, mich und Anniek solange mit Nahrung zu unterstützen, bis unsere geplanten Vorhaben von Erfolg gekrönt seien und ich die Kapazität wiederfinde, mich um mein eigenes Feld kümmern zu können.

Tjelve gab mir sogleich den Rat, eine Dreifelder-Wirtschaft zu betreiben, bei dem je zwei Teile meines Insel-Ackers mit Dinkel und Kartoffeln als Vorfrucht zu sähen seien und ich ein Feld brachliegen lasse. Später würde ich es mit Hafer und Gerste versuchen können und abermals einen Teil des Feldes brachliegen lassen, damit sich der Boden erhole. Außerdem kennt er mein Feld nur zu gut: wie er sagt, habe er es damals mit angelegt, das heißt große Steine aus dem Weg geräumt. Er gab mir noch den Hinweis, es mit Büschen und Hecken zu umpflanzen, damit es besser vor dem kräftigen, seewärtigen Wind geschützt sey. Auch Anniek entwickelte eine den anderen entsprechende Vorfreude und erwähnte den Anbau kleiner Tomaten und Gurken nah dem Haus, so ähnlich, wie sie es am Büntergrashof zu tun pflegte.

Die Berufswahl, Wissenschaftler zu werden, resultiert vermutlich aus meiner konditionierten Fertigkeit, die Dinge und Beziehungen in einem weit großräumigeren Maßstab wahrzunehmen, als es anderen Menschen möglich ist. Und so klingt es erstaunlich, wenn man über die Großartigkeit meines Geistes nachdenkt; das mag

arrogant klingen, obwohl ich lediglich von der Wahrnehmung unserer Welt berichten will: So sehe ich einen Radfahrer auf der Straße, mehrere Wissenschaftler mit blauen Plasma experimentieren, eine über Liebe singende Darstellerin. Sie alle befinden sich auf diesem kleinen Planeten im Lauf um einen mittelmäßigen Stern. Was außerhalb des Orbits geschieht, interessiert sie nicht; sie glauben ihre Leben und ihre Interessen im Mittelpunkt ihrer Wahrnehmung, ihrer Vorhaben und Besitztümer. Mehr noch, sie erkennen die Geburt als Beginn des Lebens und den Tod als dessen Ende an; weiterhin den unerschütterlichen Glauben an die eindeutige Berechtigung ihrer Regierung und Religion; und am engstirnigsten: die Gewißheit, daß der wahre Feind der Menschheit auf diesem Planeten zu suchen ist.

Andererseits bedeutet es dem Universum nichts, was die kleinen Erdlinge unterhalb der Troposphäre tun; sie geraten im Hinblick auf die Weiträumigkeit des Kosmos in schlichte Vergessenheit. Ich selbst sehe das, kann mich aber nur der gegebenen Dimension anpassen, auch wenn mein stiller Geist weiter reicht. Der Preis für diese ›Weitsicht‹ ist die Beschränktheit meines Intellekts in einem kleinen Schädel. Demütig füge ich mich, denn ich kann – durch eben jene Weitsicht – entscheiden, welche Probleme von Bedeutung sind, und welche unerheblich. Den einfachsten Tätigkeiten gebe ich mich hin, nur um in Vernunft, Rücksicht und Nachhaltigkeit zu leben. Was sonst hätte das Leben für einen Sinn, wo wir doch Bücher digitalisieren und genau wissen, daß sie selbst, das Speichermedium oder das Schriftverständnis keine tausend Jahre überdauern?! Wo wir ein halbes Leben zubringen, um ein Instrument zu lernen, Spezialist auf einem Fachgebiet werden und dennoch genau wissen, daß wir diese Kenntnisse keine einzige Generation weitergeben können! Einfach nichts, das wir tun oder für die Zukunft niederlegen, sammeln oder vorbereiten ... wird diese Zukunft auch erreichen! Welch' ungewöhnlich mächtiger Hochmut gehört zu der Behauptung, um die Begebenheiten in zweihundert Jahren oder nur fünfzig zu wissen!

So scheint nur eine einzige Handlung wirkliche Geltung zu besitzen: Nachwuchs zu haben und ihm die Lehren vom Leben mit der Natur sowie den angemessenen Umgang mit anderen Menschen beizubringen, moralische Impressionen einzupflanzen und das Kind (oder die Kinder) auf Freiheit verteidigenden Ungehorsam hinzuführen.

Damit einhergehend stimmt, daß meine Gleichgültigkeit an politischer Information gegenüber Neuigkeiten aus der Wissenschaftswelt aus deren (die Politik betreffend) Unstetigkeit resultiert: In 100 Jahren will und wird niemand mehr wissen, ob Politiker X diese oder jene Reform unterstützt oder abgelehnt hat. Der Wert jenes Wissens für das rezente Geschehen ist durchaus (und nicht übertrieben!) vergleichbar mit der Kenntnis der Namen der Mitglieder des römischen Senats vor 1950 Jahren. Die Beschreibung einer neuen Brachiopoden-Formgruppe jedoch oder die Erkenntnis, daß Pulsare auch unregelmäßig rotieren können, wird das Wissen der Menschheit nachhaltig ergänzen.

Neben die philosophische Reife, die ich durch meine Weltanschauung erlange, tritt ein angenehmer Nebeneffekt: Ich werde immunisiert vor der Anerkennung groß gesprochener und doch kleiner Dinge – dem Geld. Und in Beziehung zum Beruf des Wissenschaftlers erkenne ich: Wer Wissenschaft betreibt, um Geld zu verdienen, der ist kein Wissenschaftler. Und darauf Bezug nehmend: Vielleicht bin ich mehr Wissenschaftler als jeder andere, weil ich dem Geld nicht hinterherrenne. Vielleicht bin ich auch gar nichts. Aber wenigstens fühle ich mich gut dabei.

Friedlich erwache ich neben Anniek und schaue ihr sogleich aufs Haupt. Spät ist es am vorangegangenen Abend geworden, habe noch im Buch über Fornburg gelesen. Beinahe wäre ich auch darüber eingeschlafen, ohne es zum Bett zu schaffen, in welchem Anniek bereits träumte.

Ich atme den süßlichen Geruch, der aus dem Bett zu strömen scheint, aber unklar bleibt, ob er von Leder, dem Stroh darin, den Holzmöbeln oder uns selbst kommt. Vielleicht ist es auch eine Mischung aus Allem im Zimmer. Tiefer atme ich den vor meiner Nase schwebenden Geist, lasse ihn in mich eindringen. Ich tue dies so ungefragt bereitwillig, weil der Geruch auch unweigerlich etwas von Anniek in sich bergen muß, und ich in diesem Moment die einzigartige Möglichkeit erkenne, meine Liebste nicht nur körperlich zu umarmen, sondern ihre Gegenwart auch von innen zu absorbieren. Sie soll gleichermaßen meine Haut wie auch meine Seele imprägnieren.

So edelmütig mein Motiv auch ist; und so wohl ich mich auch fühle – etwas hält mich davon ab, ihr näher als ein paar Zentimeter zu kommen: So nah liegt sie bei mir und schläft von meiner Anwesenheit unbemerkt. Lege ich vorsichtig den Arm um sie, fühle ich warme Luft; will ich mich aber an sie drücken, versagt mir eine unsichtbare Aura jede weitere Annäherung: Als würde man zwei Magnete mit dem gleichen Pol=Ende gegeneinanderdrücken; mit etwas Kraft käme man nah, würde aber mit versagender Mühe niemals in des Gegenstücks Nachbarschaft verweilen können.

Es ist unheimlich: Obgleich ich weiß, daß mir in dieser Umgebung nichts geschehen kann, wird wieder einmal mehr bewiesen, welche machtvolle Gestalt bei mir ist. Von unsichtbaren Gewalten besetzt, sie zu kontrollieren fähig – oder auch nicht. Eine junge Göttin, jeder Blasphemie gewachsen.

**Töte mich und belebe sogleich mein Selbst wieder!
Ich werde dir gehorsam sein,
meinen Willen gegen dein Wort tauschen!**

Die Augen verschließen sich für einen Moment, eine Träne rinnt über die Wange herab. Ich wische sie ab. Schnell und laut schlägt mein Herz; ich erwarte jede Sekunde ihr Erwachen aufgrund des aus meiner Brust dringenden Lärms. Aber sie, die schlafende Göttin, erwacht nicht.

Zwei= oder dreimal stöhnt sie, eingewickelt in die Unbeschwertheit ihres Schlafs. Mein Wunsch, sie möge von mir träumen, ist innig. Ich lasse sie schlafen, solange sie will. Und wenn auch Tage daraus werden: Lasse mich daran teilhaben, kein anderes Begehren drängt sich mir vor.

Sollte sie den Traum träumen, den ich niemals auszuträumen wagte oder dessen Ende zu erreichen vermochte. Möge sie ergründen, von was er genau handelt, ohne dabei auf wage Vermutungen hereinzufallen und mit jenen zu erwachen, die einen nur konfusser und jedes Mal ein bißchen mehr wahnsinniger machen als vor dem Zubettgehen. Mögen Therak und Jhadar sie behüten vor Träumen von Angst und Gewissenlosigkeit, und vor der Ahnung, jemals und für immer in ihnen gefangen zu sein. Möge sie die Träume wahrnehmen als ein Privileg, das zwar allen Menschen zuteil wird, aber nur wenige mehr als lediglich eine vergessene Illu=

sion daran behalten. Möge sie in den Träumen zu Erfahrung und Wissen gelangen, sie schätzen und achten lernen. Mögen ihr meine Gottheiten ebenso großzügig gewidmet sein, wie sie auch mich all die Jahre begleiteten. – Wenn ich mich in Lebensgefahr befand, der Angst zu scheitern, dem Trieb der unermüdlichen Gesellschaft ausgesetzt war; jene Götter, die mich vor geistigem Suizid bewahren werden, sollte ich einmal in Gefangenschaft geraten. Und mögen auch diese Götter mir das Glück angedeihen lassen, einen Weg zum gesamtheitlichen Selbsttod zu finden, sollte ich einmal durch unglückliche Umstände in meinem Körper gefangen und mir die Möglichkeit zum Schreiben, Lieben oder Denken genommen worden sein.

Doch genug der Wünsche. Möge die schlafende Schönheit allein wissen, daß ich sie solange lieben werde, bis das Herz den letzten Schlag getan, die Stimmblätter den letzten Krächzer von sich gegeben haben, das Gehirn die letzte Entscheidung gefällt hat. Möge dieser Tag in einer Ferne liegen, die ich mir trotz aller Fantasie nicht vorzustellen vermag.

Nun gehe ich leise im Zimmer herum und sammle meine Kleidung ein. Das fällt mir gar nicht leicht, da noch Dunkelheit vorherrscht. Mein nächster Gedanke widmet sich der Erinnerung, wo die Kerzen und das Feuerbesteck verblieben sind. Ich greife nach allerlei in der Finsternis und stoße mir den Arm an der Ecke eines Möbels. Ich bewege mich nun zum Kamin, wo durch das letzte Glimmen etwas Helligkeit hervorgeht und verwerfe den Gedanken an das Feuerbesteck. In die Luft blasend, erhebt sich eine Wolke aus schwebender Asche, treibt herum und legt sich wieder nieder. Sie riecht warm und feucht zugleich, nach Vergangenenem, auch nach Beselligkeit. Nach etwas, dessen man nie überdrüssig werden würde; das zu betrachten immer wieder Freude bereitet. Und was bindet mehr aneinander als ein kleines Feuer?!

Ich sehe mit geneigtem Kopf, daß Annieß durch mein Treiben nun vollends erwacht ist:

»Ich träumte von der Unendlichkeit!«, gibt sie verschlafen kund: »Und vergaß ein träumender Mensch zu sein!«

»So so. Und was bist du dann? – wenn kein träumender Mensch?«

»Ein liebender Mensch.«, kontert sie ernst und so schnell, wie ich kaum meine zum Scherz gestellte Frage ausgesprochen habe. Ich stelle mich auf und lasse die Asche Asche sein.

»Liebend? Das bin ich auch, Annie!.«. Lächelnd zeige ich mit dem Finger auf ihre im Bett aufgerichtete Person: »So viele Bezeichnungen gibt es für schlechte Dinge. Nur eine beschreibt das Gegenteil von all dem – dein Name.«

»Doch bin ich mehr als nur ein Name!«, schiebt sie sich weiter aus dem Bettzeug auf und bläht mir ihre Brust entgegen.

»Auch das weiß ich freilich.«, korrigiere ich mich: »Nur was weiß ich wirklich über dich? Ich sehe so vieles an dir und habe meine Vermutungen, was in dir steckt. Und dein Name ist das einzige, das ich mit Gewißheit sagen kann. Im Grunde bist du wie ein riesiger Schildvulkan, den ich mir als Geologe aus der Ferne ansehe. Seinen Namen kenne ich bereits, nur was ist unter seiner beeindruckenden Gestalt verborgen? Werde ich zu Lebzeiten alles von ihm ergründen können? Ich bewundere dessen Eleganz, die makellos erscheinende, äußere Figur; wie er sich fehlerfrei in die Landschaft einpasst, als wäre er genau an dieser Stelle entstanden, und gleichzeitig trotzdem etwas so Besonderes ist, daß er sich immer von seiner Umgebung abheben wird. – Das bist du. Nur du, Annie!.«

Lächelnd setze ich mich auf die Bettkante, wie ich es einstmals am Büntergrashof tat. Und ich stelle fest, daß diese geologische Offenbarung, der Vergleich mit einem kegelförmigen Berg, mit einem langen, schweigsamen und nie zuvor erfahrenen Kuß belohnt wird.

Dieses wahre Wort gesprochen, taste ich mich wieder zum Kamin zurück und bringe die Befuerung zu ende, indem ich dünne Späne auf der Glut verteile und in Brand stecke. Sobald die Flammen aufblitzen, halte ich den Docht einer Kerze hinein und entzünde damit noch andere im Zimmer stehende Lichter. So mühevoll diese mir von nun an jedem Morgen erwartete Tätigkeit erscheint, bringt sie gleichzeitig die anregende Erfahrung mit sich, wie es ist, ohne elektrisches Licht zu leben. Da es keinen Strom gibt, muß man von nun an ständig darauf achten, bei Nacht eine Fackel oder Kerzen bei sich zu haben beziehungsweise aufzupassen, daß das Feuer niemals ausgeht.

»Ich habe mich dazu entschieden, am heutigen Tag die Landschaft um Fornburg im geologischen Sinne auszukundschaften.«, spreche ich Anniek zu, die sich gerade ein Kleid über das erregend aussehende Unterzeug streift. Sie summt mir einen bestätigenden Laut zu.

»Als ich gerade draußen war«, fahre ich fort, »sah ich, daß der Himmel gutes Wetter verspricht. Sonst hätte ich einen anderen Tag für meine Auskundschaftung gewählt.«

»Du mußt mich in keiner Weise ruhig sprechen! Sind wir nicht erwachsen und können einen Tag voneinander getrennt verbringen? Einen einzigen und wieder einzigen und abermals einzigen Tag in diesem endlosen Hiersein mit dir? Und werden Erwartung und Sehnsucht sich nicht steigern bis zu unserem abendlichen Wiedersehen?« Dieser Aussage kann ich nichts hinzufügen.

»Ganz recht. Ich würde mich aber freuen, wenn du mich in die Stadt begleitest. Du könntest den Tag nutzen, dich weiter zurechtzufinden und die anderen besser kennenzulernen?!«

Anniek kommt zu mir herüber, nimmt die Hände aus der Hüfte und legt sie stattdessen um mich:

»Hattest du gerade vor, mir Mut zuzusprechen? Den Mut, meine Schüchternheit abzulegen? Oder willst du dein Gewissen beschwichtigen, das dich immer noch quält, weil du glaubst, du hättest mich unfreiwillig in diese Situation gebracht? – Das alles denke nur; aber tue es dennoch nicht, bitt' ich dich. Ich liebe dich und bin hier bei dir. Ich bin hier und umarme dich – weil ich es will und nicht, weil ›du‹ es willst, in Ordnung?! Geh' nur deiner Wege und finde diese Rohstoffe für uns. Ich kümmerge mich heute um unser Zuhause und sehe mir unsere zukünftige Schule genau an.«

Ohne ein weiteres Wort oder mir die Gelegenheit zu einer beschränkten und Achtung bekennenden Antwort lassend, läßt sie mich aus der Umarmung frei. Dann sind wir bereit zum Aufbrechen.

Die Luftblasen der Fische steigen im Uferbereich auf, als wir die Küste erreichen. In der Ferne bemerke ich wieder den Fischer, dessen Namen ich noch immer nicht kenne, und werfe ihm eine grüßende Hand zu. Die sieht er allerdings nicht. Möwen treiben, vom Wind in Schwebe gehalten, durch die Welt und besehen sich

den Erdboden aus einer Entfernung, wie ich heute die alte Welt sehe und verachte. Unlängst in Hemisphären aufgestiegen, die mir das freie Studium meines Willens und die Liebe zu der Frau meiner Träume ermöglichen.

Während mir jetzt schon die drückende Wärme der Sonnenstrahlung ein ver=schwitztes Hemd garantiert, kommt mir im Zuge dieser Unannehmlichkeit in Erinne= rung, daß ich mich gar nicht um irgendwelche Verpflegung für unterwegs geküm= mert habe.

Ich laufe mit Annieß ins Dorfzentrum, wo wir uns mit einem sinnlichen Kuß trennen. Zunächst begibt sie sich in Orens Buchhandlung, was ich für eine gute Idee halte. Wenn sie sich tatsächlich auf den Weg machen wollte, das Dorf kennenzuler= nen, wäre er gewiß der beste Führer für dieses Unterfangen.

Nun, da ich Annieß in guten Händen weiß, gehe ich wegen meines Dursts zum Brunnen und ziehe einen Eimer herauf. Während dieser Tätigkeit beobachte ich meine Umgebung, aber bis auf das Öffnen und Schließen der Tür an Orens Buchhandlung durch Annießs Hand tut sich nichts auf den Verandas und an den Fenstern der mich umgebenden Gebäude. Daß aber alle noch schlafen sollten, glaube ich auch nicht.

Berade habe ich den Eimer herangezogen und will zum Trinken ansetzen, als mir Darren etwas zuruft: »Warte, nimm lieber hiervon!«

Als er auf die Straße rennt, kommt er irgendwo von dort, wo auch Clyde und Herold ihr Zuhause haben. Vielleicht wohnt er in ihrer Nähe. In seiner Hand hält er einen ledernen Trinksack und reicht ihn mir, als er völlig außer Atem vor mir steht.

»Guten Morgen, Darren! Ist denn das Wasser im Brunnen giftig?«, scherze ich.

»Morgen.«, feucht er vor: »Nein, natürlich ist das Wasser trinkbar. Aber eben nicht so frisch wie jenes, das ich gerade im Bach geschöpft habe. Das vom Brunnen kommt eigentlich nur auf die Beete oder wird zum Wäsche waschen verwendet.«

»Na wenn das so ist – danke!«, greife ich zum Lederbeutel und trinke: »Aber du bist doch nicht extra deswegen auf mich zugestürmt, oder?«

»Ich wollte dich eigentlich fragen, ob ich dich begleiten kann? Als ich euch von der Werkstatt aus gesehen habe, bin ich euch nachgelaufen.«

»Aber ich gehe heute ins Gelände und weiß gar nicht, wohin genau mich mein Weg führt!«

»Weiß ich doch; genau deswegen will ich dich begleiten! Du kennst dich hier nicht aus – ich aber schon. Außerdem hat uns Catla Verpflegung für die Mittagszeit hergerichtet! Ist das nichts?!«

»Nun, Darren, das überzeugt mich.«, bekenne ich: »Ich könnte tatsächlich etwas Hilfe und Gesellschaft brauchen.«

»Na bestens, dann können wir ja. Zunächst wollen wir dem Wasserlauf nach Westen in Richtung seiner Quelle folgen. Von dort wird es hügeliger und die Vegetation steht nicht mehr so dicht. Dann kannst du nach deinen Gesteinen Ausschau halten. Ich will ohnehin nach meinem Holz sehen.«

»Dein Holz?«, frage ich beim Gehen.

»Ja natürlich! Wir brauchen einiges Holz für die Ausbesserung der Schule! Es gibt da einen kleinen Forst, den ich kenne, bestehend aus Eichen und Buchen, nahe einem Wasserlauf. Wenn die Bäume nicht befallen sind, ließe sich das zerlegte Holz mit dem Bach ins Dorf befördern.«

»Ich verstehe. Mir scheint, als kennst du die Gegend.«

»Nun, das auch wieder nicht: Eine Ewigkeit lebe ich schon hier. Außerhalb Fornburgs Grenzen bewege ich mich doch nur durch die Wälder. Siehst du zum Beispiel die Fornburg-Ruine da hinten? Da war ich noch nie. Es hat sich nie ergeben. Es verbleibt mir ja auch noch eine Ewigkeit dafür.«

»Ist das wahr?«. Ich bleibe stehen und schaue gebannt auf die in weiter Ferne weilende Burgruine: »Die kann doch höchstens ein paar Kilometer entfernt sein! Die sehe ich mir bestimmt demnächst einmal an!«

»Ja, tu das.«, bemerkt er beiläufig und geht weiter, als sey sie nichts Besonderes: »Es dürfte für die anderen Fornburger gewiß interessant sein zu hören, wie sie von innen aussieht.«

»Heißt das, von euch war noch niemand dort?«

»Niemand, den ich aus Fornburg kenne, ist je dort gewesen. Es gab noch nie einen Grund dafür. Dabei ist es nicht so, daß uns die Ruine nicht fasziniert. Tatsächlich denken einige von uns pragmatisch; sie stellen sich vor, in der Ruine ein kleines Lebensmittellager für Notzeiten einzurichten, so wie in der Vergangenheit.«

»Und warum habt ihr das nicht durchgeführt? Das klingt mir vernünftig! Ein Lager, sicher vor Sturm und küsternahen Überschwemmungen!«

»Keine Ahnung.«, zuckt Darren mit den Schultern und erschlägt mich mit seinen treuen Augen: »Es gab nie einen Anlaß. Wir nehmen das hier viel gelassener. Vorbeugung und Rüstung gegen irgendwelche Gefahren sind nicht zwingend erforderlich. Wir haben alles Notwendige bei uns im Dorf, leben von dem Angebauten; die Lager in den Kellern und Schuppen reichen uns allemal für alle Lebensmittel.«

»Aha. Und wieso habt ihr keinen Zaun um euer Dorf gezogen? Ich denke da an irgendwelche, bei Nacht eindringenden wilden Tiere.«

»Du willst wohl gleich alles gleichzeitig verändern, was?!«, lacht Darren höhnisch und klopft mir mit seiner gewaltigen Pranke auf die Schulter.

»Ich, äh ...« bin in der Tat verlegen. In meinem ungezügelten Trieb zur Veränderung, zur Verbesserung!, der um mich liegenden Umwelt habe ich übersehen, daß ich mit meinen revolutionierenden Gedanken möglicherweise anderen Menschen, manchmal sogar meinen engsten Freunden, zu nahe treten kann. Daß ich in ihrer bestehenden und harmonisierenden Gesellschaft etwas in Gang bringe, mit dem nicht alle einverstanden seien. Daß sie meine selbstlose Hingabe zum Guten gar nicht schätzen werden. Erst jetzt wird ich mir die Schwere meines Vorhabens bewußt – nicht, was den Zaun anging, aber die zahlreichen Verbesserungsvorschläge, die ich gemacht habe: Das neue Mühlrad, das Glas und das Erz. Wollen diese Menschen das alles überhaupt? Und soll man sich in eine harmonisch abgestimmte Gesellschaft einmischen, auch wenn die Veränderungen zum Guten gedacht sind?

Allerdings glaube ich, daß sich eine bereits harmonisch verhaltende Gesellschaft dennoch verbessern läßt – indem sie auf ein fortschrittlicheres Niveau gehoben wird, das immer noch harmonisch funktionieren kann. Sofern es nicht zu komplex wird.

»Sei unbesorgt und nicht bedrückt.«, mahnt er mich: »Keine deiner Ideen, auch wenn sich manche von ihnen vielleicht nicht umsetzen lassen, könnte dazu führen, daß das Leben in Fornburg endet. Wir haben Vertrauen in dich, so wie ich es früher hatte. Und was den Zaun um die Dorfgrenze angeht – der Gedanke ist nicht verkehrt. Wir haben gelegentlich Vorfälle, bei denen sich ein Fuchs oder Wolf an unserem Vieh bedient.«

»Ein Wolf? Hier?«

»Ja, nicht schlecht, was? Aber vor so etwas braucht ihr beiden euch auf Jbyko ja nicht zu fürchten, nicht wahr!«, lacht er abermals auf meine Kosten: »Es ist nicht so, daß uns die Wildnis und die darin hausenden Tiere ängstigen! Aber wir wissen, daß sie auch ohne unser Vieh nicht verhungern werden und wir hätten weniger Scherereien, wenn wir sie fernhalten könnten.«

»Und warum baut ihr diesen Zaun dann nicht?«

»Das haben wir schon! Zumindest ein Stück am Nordost-Ende von Fornburg. Dann ging mir das Holz aus und ich habe ja noch andere Beschäftigungen. Unter anderem denke ich daran, während der Reparatur der Schule gleich etwas mehr Holz zu schlagen, wenigstens, daß ich die Hälfte von Fornburg einzäunen kann und noch etwas überbleibt, um die Bank am Kebelsgrund auszubessern.«

»Kebelsgrund? Wo liegt der?«

»Das ist der kleine Teich im Süden von Fornburg. Ylsta hat dort ihren Lieblingsplatz für den Nachmittag gefunden und ich habe ihr schon vor Wochen zuge = sagt, mich der kaputten Bank anzunehmen.«

»Eine gute Gelegenheit also?«

»Ganz recht! Und was hoffst du heute zu finden?«

»Als erstes soll ich mit einem Überblick über die Gegend zufrieden sein. Dann kann ich Vorkommen von Bodenschätze besser voraussagen. Wenn wir dem Bach = lauf folgen, wird er sich bestimmt an geeigneter Stelle zwischen dem Untergrunde = stein eingeschnitten haben, wo ich dann die Art des Gesteins erkennen kann. Sollten wir dort in die Hügel hinaufgehen, wird es hin und wieder einige Ausbisse geben. Eine geologische Karte anzufertigen, steht auch ganz oben auf meiner Liste. Dann benötige ich Vermessungswerkzeuge. Ich spreche gar nicht von Kompaß, Sextant oder Theodolit. Andere Hilfen kann ich selbst anfertigen: Einen Jakobsstab etwa oder ein Lot. Auch das Prinzip der Triangulation ist keine Magie, sondern erfor = dert lediglich Geschick und Willen zur Präzision.«

»Habe mehr Vertrauen. Wir alle wissen, daß so etwas nicht von einer Person innerhalb von Tagen erledigt werden kann! Was zählt, sind Initiative und bestän = diger Fortschritt. Wie du weißt, sind wir all die Jahre vor eurer Ankunft auch ohne Neuerungen klargekommen. Sie werden uns selbstverständlich Arbeit kosten, aber auch Arbeit einsparen lassen. Und selbst wenn du keine der notwendigen Rohstoffe

findest und stattdessen dein Tagewerk mit dem Bestellen eines Beetes zubringst – niemanden wird das enttäuschen, niemandem mußt du etwas beweisen! Es ist gleich, welchen Beruf man ausübt – man kann immer stolz sein, wenn man nur sein Bestes gibt. Also lege beruhigt alle Zweifel ab!«

»Schön wäre es dennoch, mein geologisches Wissen sinnvoll einzubringen.«, murmelte ich. Seine aufmunternden Worte erinnern mich an ein Gedankenfragment:

**Allen geistigen Streß, der uns tagtäglich quält, tun wir uns selbst an.
Denn er fußt auf der Annahme von Dingen,
die wir für unveränderbar halten.**

... Es ist eines dieser Zitate aus meinem erkranktem und durch die von mir verlassene Gesellschaft gedemütigten Geist. In der Tat ist das größte Übel in der Welt der beständige Leistungsdruck und Zwang, sich um des Überlebens willen permanent beweisen zu müssen. Dieser Druck führt im Allgemeinen dazu, daß Menschen mehr Zeit mit Bürokratie zubringen als mit dem Leben; Geld einen Wert zuordnen und ihm hinterhereifern; die Umwelt blind und rücksichtslos verderben und ihre wahre Identität verleugnen. Aber auch von dieser Geißel werde ich mich eines Tages befreit haben!, erkannte ich damals. Und heute ist dem so.

Mit neuer Unbeschwertheit gehe ich dem Tag entgegen, lasse mich vom Wind führen und wende meine Wegrichtung von der grellen Sonne ab. Die Natur leitet mich voran, zeigt mir, wohin ein freier und unbelasteter Geist zu gehen habe. Und am Abend, wenn die Sonne am Ende des Horizonts steht und der Wind sich gedreht hat, ja, dann werde ich den entgegengesetzten Kurs einschlagen und sicher nach Hause finden.

»Falls ich von nun an öfter auf Wanderschaft sein sollte, muß ich mir unbedingt bequeme und solide Kleidung zulegen. Auch die Schuhe sind nicht gut, wenn ich irgendwo herumklettern muß.«

»Da kann dir Ylsta weiterhelfen; sie hat auch die Kleider für Thelan geschneidert und der ist gewissermaßen ständig auf Reisen.«

»Gut, das will ich demnächst tun.«

»Und einen Hut holst du dir gleich mit dazu. Falls keine mehr vorrätig sind, kann dir sicher eins der Kinder einen flechten. Die machen das gern! Also keine fal-

sche Bescheidenheit!«, ermahnt mich Darren und zeigt mir stattdessen seinen abgegriffenen Strohhut, der wohl aus der gleichen Quelle stammt.

»Wie ist das so, Darren: Kommt ihr Fornburger oft herum? Gehst ihr auf Wanderschaft? So wie Thelan?«

»Oh, nein, nein! Thelan geht nicht wirklich auf Wanderschaft!«

»Aber sagtest du vorhin nicht, er würde viel herumkommen?«

»Nein! Er kennt die Gegend ganz gut, mehr auch nicht. Das ist ein Unterschied! Es gleicht der Aussage, als würde sich jemand in seinem Garten so hervorragend auskennen, daß er jede von ihm gesetzte Pflanze sogleich wiedererkennt. Im Fall von Thelan heißt das: Er kennt die Gegend um Fornburg so gut, daß er immer weiß, wo dieses oder jenes Kraut wächst. Das kommt vor allem Catla zu Gute, die auf diese Kräuter und andere Zutaten angewiesen ist.«

»Also wäre er in diesen Hügeln um Fornburg ebenso fremd wie ich?«

»Wahrscheinlich schon.«, bekennt Darren mit einem weiteren Achselzucken.

»Und wie ist es mit Post? Habt ihr irgendwelchen Kontakt zu anderen Dörfern oder Menschen?«

»Mit der Post ist das so: Fast alle Fornburger haben ihre nächsten lebenden Verwandten bei uns im Dorf. Nur Ylsta hat eine Tochter in einer kleinen Stadt, viele Tagesritte entfernt. Divanno, wenn ich mich richtig erinnere, hat noch einen Vater und Bruder in einem Dorf, ebenfalls weit weg.«

»Und angenommen, die beiden schrieben einen Brief ...«

»Auf Papier, das wir eigentlich nicht haben!«, gibt Darren zu Bedenken.

»Ja. Aber wenn sie doch einen Brief schreiben, oder anders: wenn ihnen ein Brief zugestellt werden sollte – gibt es einen Postboten? Oder eine Telegrafens-tation, von der ich noch nichts weiß?«, witzte ich.

»Natürlich haben wir keinen Telegrafen!«, schlägt er in die Kerbe des Witzes, »Es gibt einen Reiter, der zwei oder dreimal im Jahr, ohne Regelmäßigkeit und zu ganz unterschiedlicher Tageszeit, nach Fornburg gelangt. Meist schläft er über Nacht im Wirtshaus und reitet dann am nächsten Morgen wieder fort, nachdem er die Nachrichten Oren oder Lenn übergeben hat. Und wenn der Reiter nicht kommt, wissen wir auch, daß es nichts zu erhalten gibt. – Wieso fragst du? Sehnst du dich nach Kontakt zu anderen Siedlungen?«

»Nein, nein, das ist es nicht. Ich habe nur aus Neugierde gefragt. Vor allem eure Abgeschiedenheit finde ich bemerkenswert. In dem Buch über Fornburg – du weißt sicher, wovon ich rede – stand darüber so einiges. Es soll eine riesige Entfernung bis zum nächsten bewohnten Ort sein. Fornburg sey einer der isoliertesten bekannten Orte! Ist das wahr?«

Darren nickt ernst: »Wir sind auf uns gestellt. Deswegen bauen wir unsere Nahrung direkt vor der Haustür an, haben einen eigenen Arzt, eine Kräuterkundige und bald sogar eine Schule. Und genau deshalb können wir uns auf Blödsinn wie Geldwirtschaft nicht verlassen. An einem derart abgeschiedenen Ort ergibt das keinen Sinn.«

In meinen Augen macht diese Darstellung durchaus Sinn und ich stimme ihm ebenfalls nickend zu.

Nach einer Weile erreichen wir jene Wasserkreuzung, an welcher der nach Fornburg führende Bach »Ellrich« sich von dem breiteren Strom »Rebenschild« abzweigt. Der Rebenschild quellt nach Darrens Aussage in westlicher Richtung und ein weiterer Arm fließt nach Nordosten und mündet dort ins Meer.

Eine beeindruckende, da gänzlich unberührt erscheinende Landschaft offenbarte sich mir: Wild und unverändert treibt es das Kraut aus der Erde empor, dem hellen unendlichen Himmel entgegen. Wo Bäume nach Jahrzehnten durch Stürme oder natürlichen Schädlingsbefall umgestürzt sind, dort blieben sie liegen und verroteten zu einem Nährboden für Pilze und Moos. Ob je ein anderer vor mir hier entlanggegangen ist?

Die durch den wolkenfreien Himmel gewährte Hitze drückt auf mein Haupt und läßt mich umso mehr wünschen, einen Sonnenhut bei mir zu haben. Immer wieder bleibe ich stehen, trinke einen Schluck und spähe mit verkniffenen Augen am hügeligen Horizont entlang. Gruppen aus Mischwald und vereinzelt stehenden Büsche wechseln auf einer riesigen unübersehbaren Fläche ab, dazwischen immer wieder Geröllfelder und karge Wiesen, die viel Raum für meine Fantasie lassen: Eine ganze Siedlung hätte man hier begründen können, gäbe es nicht bereits Fornburg.



Der Rebenschild schlängelt sich unbemerkt zwischen den Hügeln entlang und stakt nur in vereinzelt Flusswindungen hervor. Ein entferntes Plätschern ist hin und wieder zu vernehmen und erinnert mich an meine eigene Überhitzung, die ich nur zu gerne mit eben diesem frischem Naß abkühlen will. Aber ich darf nicht meine Mission aus den Augen verlieren:

Bislang ist die Landschaft derart eben, daß keine größeren Aufschlüsse zu erwarten sind. Ich schlage daher eine Richtung näher zum Wasser ein, da ein solcher Lauf meistens einige natürliche Schürfe mit sich bringt.

Für Pilze ist es zu trocken – das sieht auch Darren, der, wie ich, immer wieder sich bückend durch die Büsche streift. Einige ungenießbare Formen vertrocknen gerade noch. Das kniehohe Kraut ist sicherlich zu etwas gut, aber was weiß ich

davon schon? Vielleicht interessiert sich Catla dafür? Auffällig sind einige bis in Brusthöhe gewachsene Hagebutten, deren Früchte reif aussehen. Auch Ebereschen stehen herum und tragen rote Früchte.

»Das könnte auf kalkhaltige Böden hinweisen.«, rufe ich Darren zu: »Aber das wird sich noch zeigen.«

»Was sagst du?« – Er hörte mich auf die Entfernung nicht, weil er gerade wieder einmal zwischen den Pflanzen herumkroch und die Blätter und Blüten irgendwelcher Kräuter naschte. Ich wiederhole meine Aussage.

Wir schlagen kurzerhand tatsächlich die Richtung zum Reberschild ein, unter anderem um im Schatten zu Mittag zu essen. Das Flüsschen ist stellenweise drei Mannslängen ausgebreitet. Darren steht am Ufer und starrt. Ich bin mir sicher, daß er sich überlegt, wie das Transportieren von Holzstämmen mittels Floß am besten anzugehen sey. Tief genug ist der Strom allemal.

Wir gehen weiter flussaufwärts, zwischen Steinen und dicht stehenden Wasserpflanzen entlang. Abermals bestätigt sich, wie wenig mein Schuhwerk für eine soartige Wanderung geeignet ist.

Frei von jeglicher Schwebfracht wirkt das Wasser, sodaß ich mich veranlaßt sehe, sogleich den Trankbeutel einzutauchen. Wie ich von einem echten Wildwasserbach erwarde, beult er sich in der Flußmitte auf und schwingt in seiner eigenen Frequenz, ungestört von äußeren Einflüssen, allein geleitet durch die Macht der nachdrückenden Wassermasse.

»Wie wäre es hier?« – Darren fand einen schattigen Platz unter einer Linde. Ein alter Baumstamm liegt davor und verrottet; der ideale Sitzplatz. Und beim Tratschen speisen wir, was Darrens Frau ihm eingepackt hatte: Brote, belegt mit Spitzwegerich und Mus aus Vogelmiere. Im Hintergrund der frisch umwehten Bachlandschaft ist das ein nur zu köstliches Ereignis.

Also sitzen wir beieinander und lassen uns den Wind um die Nase wehen. Manche mögen sagen, es sey ein wundervoller Tag – allerdings bevorzuge ich, wie schon beiläufig erwähnt, die Kühle und das Schattige. Nichtsdestotrotz fühle ich mich in der Stimmung, über etwas zu sprechen:

»Was die Menschen wohl antreibt beieinander zu leben?«

»Die Liebe!«, antwortet Darren spontan.

»Ja, die Liebe. Was sonst? Aber ich meinte die vielen Menschen in den großen Städten.«

»Wir kennen hier keine großen Städte. Oder würdest du sagen, Fornburg sey so eine?«

»Gewiß nicht! Ich würde gar behaupten, Fornburg habe genau die rechte Größe, daß es nicht als aussterbendes Kaff gelte, ebenso wenig die Gefahr entsteht, daß die Siedlung so groß wird, um nicht mehr seinen Nachbarn zu kennen.«

»Und kommt nicht erleichternd hinzu«, nickt Darren, »daß du wenigstens die Hälfte von ihnen bereits kennst?«

»Das stimmt.«, gestehe ich ein etwas gepeinigt ein und fühle mich, als sey ich beim Falschspielen erwischt worden. Will sagen: Man weiß genau, wovon geredet wird, aber tut unwissend.

»Aber in den Orten, die ich noch so kenne – da wohnen viele Tausend Menschen zusammen und organisieren ihren Frieden mit der dem Geld anhaftenden Gewissenhaftigkeit. Durch die Wirtschaft – anders als die in Fornburg ausgeübte selbstlose Teilung der Waren – bekommt alles einen Eindruck von Richtigkeit, von Abgeschlossenheit. Man fühlt sich nicht betrogen, wenn man einen Schinken gegen ein paar Metallmünzen eintauscht!«

»Ein System, das durchaus funktionieren kann.«

»Denkst du wirklich so?«, falle ich Darren aufgeregt ins Wort, gleichwohl ich mein forsches Handeln einsehe. Schon oft habe ich Freunde und Familienmitglieder mit meiner Philosophie der geldlosen Gesellschaft vor den Kopf gestoßen. Schnell wurden meine Ideen als einfältig und geradezu unmöglich heruntergeputzt. Seitdem wollte ich rücksichtsvoller vorgehen und auch die Meinung und Erfahrung meiner Bekannten berücksichtigen, so sehr sie mir auch mißfallen mag und so sehr ich, innerlich schreiend, erkenne, daß sie falsch – und ich richtig liege.

»Ich wollte sagen: ... Ein System, das durchaus funktionieren kann, solange die Rahmenbedingungen beständig bleiben. Es funktioniert, solange eine Anzahl bestimmter Menschen mit einer unveränderlichen Anzahl bestimmter Waren mit der immer gleichbleibenden Geldmenge handelt. Waren und Zahlungsmittel wandern quasi immer von der einen zur nächsten Hand, ohne sich abzunutzen. Nun, das liegt freilich fern der Realität.«

Aufmerksam höre ich seine Worte und lese von seinen Lippen stets das Wort ab, das mir eine halbe Sekunde vorher in den Sinn kommt:

»Außerdem gibt es einen vehementen Unterschied zwischen jener Wirtschaft und unserer Lebensweise: Bei ihnen, den handelnden Großstadtmenschen, wie ich sie nennen will, wird eine Art illusorische Macht vergeben, allein durch den Besitz eines Gegenstandes, den andere als machtvoll ansehen – das ist das Geld. Es bringt die Macht mit sich, die man ihm zuspricht. Und diese Macht, egal wie viel man ihr beimisst, ist in Wahrheit keine Macht, sie ist Fiktion. Echte Macht wäre es, mit seinem Wissen frange Menschen zu unterrichten oder zu heilen; mit seinem Geschick oder Talent Dinge zu erfinden, die es vorher nicht gab und den Menschen das Tagewerk erleichtert. Auch die Fähigkeit, Dinge zu reparieren, zu verstehen und nachzubilden, kann man als Macht betrachten; denn sie führen zu Unabhängigkeit, der Wurzel von Macht. Wer sich dagegen in die Abhängigkeit des Geldes begibt, wird stets von ihm und seiner Wertzuordnung abhängig sein, ohne daß derjenige ohne es leben will oder kann. Darum wird ein Wildpflanzen-Kundiger, Bauer, Jäger oder Fischer auch immer mehr wert sein, als jeder sich für begütert haltende Mensch!«

»Wenn das so ist, dann bin ich bei euch in der richtigen Gesellschaft!«, grinsete ich und beiße von meinem Brot ab, das ich während seiner interessanten Worte einfach nur in der Hand gehalten hatte.

Schon mehrere Male kam ich in meinem Leben in den Genuß, eine sogenannte Grundsatzdiskussion zu führen, wie wir sie damals scherzhaft nannten; eine Diskussion um gesellschaftskritische Probleme, deren Lösung wir längst kennen, doch nicht ihre Umsetzung unter der vorherrschenden Regierung. Ich vertrat meine Vorstellungen für eine neu konzipierte Gesellschaftsordnung (doch eine Utopie), die vorrangig mit der Natur in Einklang steht und das Geld dagegen abschafft, unlängst in einem Text namens »Fernes Volk« niedergeschrieben. Doch wenn ich davon erzählte, und das selbst im Gespräch mit einem gleichgesinnten Streiter, ward diese Idee als viel zu radikal belächelt und unmöglich durchzusetzen. Realitätsfern seien meine Pläne, zu groß für einen einzelnen. Aber ein einzelner sollte dies auch nie bewerkstelligen.

Und hier sehe ich auch einen der Ansatzpunkte für ein Umgestalten der Gesellschaft. Beispiel gefällig? Eine Gruppe junger Menschen kritisiert die zunehmende

Umweltverschmutzung und das Verzehren von Fleisch. Als beschlossene Lösung wird der Müll freiwillig aufgesammelt und fachgerecht entsorgt, und statt Fleisch zunehmend Gemüse vertilgt. Was in den Köpfen dieser jungen Menschen kurzzeitig für Befriedigung sorgen und ihr Gewissen beruhigen wird, als guter Mensch mit vernünftiger Lebensweise zu sein, wird nur solange anhalten, bis die nächste Welle Abfall auf den Straßen landet. Auch ihr Verzicht auf Fleisch wird nicht verhindern, daß auf der ganzen Welt weiterhin Tiere gequält und getötet werden, um als Schoßtier, Kleidungsstück, Laborexperiment oder Wurst zu enden. Der Ansatzpunkt der jungen Menschen ist, obwohl korrekt formuliert, gänzlich unsinnig.

Stattdessen sollten die Politiker, nicht die Politik!, persönlich herangezogen werden. Denn ihnen obliegt – als gewählte Volksvertreter, die mit der Führung des Landes durch das Volk, das bedeutet im Sinne des Gemeinwohls, autorisiert worden sind, die alleinige Verantwortung! Und würden diese ihre Fehlentscheide nicht hinter Abhängigkeitsketten und der Immunität, auf bestimmte Amtszeit eingesetzt worden zu sein, verstecken ..., sondern wären wirklich Leute des Volkes – dann könnte es auch gelingen, ein Land zum Wohle seiner Menschen und ökologisch nachhaltig zu regieren. Ich bin jetzt zunehmend aufgebracht.

Dennoch machte es Spaß, arrogant und un gelenkt gegen die ganze Welt zu wettern. Allein, es hörte und interessierte niemanden. Angesichts der zermürbenden Zeiten, die ich in der alten Welt zugebracht habe, kommt es mir jetzt befriedigend aber auch überflüssig vor, alles herauszulassen. Umso mehr, als daß ich seit meinem ersten, vom Gewissen gegenüber Staatsführung und Nutzung der planetaren Ressourcen gelenkten Aufbegehren weiß, daß ich mit meinen als einfältig beschimpften Ideen und Schriften nur recht, und nichts anderes, liegen konnte. Und alle anderen, die Zweifler, es seien, die sich vor einer Veränderung ängstigen; und sey es die Veränderung zum Guten – die reine Andeutung, ja, das bloße Wort von einem gewagten Neubeginn läßt sie erschauern, unruhig schlafen und letztlich, aus einem Gefühl der Bedrohung und Enge, aus ihrem gewohnten Raume getilgt zu werden, ihre geglaubte Freiheit mit Waffengewalt vor den bössartigen Weltverbessereern (manchmal auch Terroristen genannt) verteidigen. Was aus dem gewohnten Lebenskreise herausführt, kann ja nur ein mühsames Unterfangen sein, eine Verschwendung von Geld und Zeit, und schlußendlich wahrscheinlich sowieso unnötig.

Ich mag jene verderbende, ansteckende Ignoranz gegenüber der Hypothese nicht akzeptieren, daß die Einbuße von ein wenig Bequemlichkeit und Modernität am Ende allen Einwohnern zugutekäme. Sind Darren und die anderen Fornburger wirklich die einzigen, die diese Meinung teilen? Leben wir deshalb hier so isoliert wie ein Dorf Aussetziger? Ist es überhaupt von Relevanz, nun da wir die Welt der Vergangenheit im Sterben liegend zurückgelassen haben und die Essenz der besten, aber noch nie zusammenwirkend gesehenen Teile einer menschlichen Vergesellschaftung mit uns nahmen? Die Antwort darauf ist ebenso wie auf die Frage, ob ich noch etwas Trockenfleisch haben möchte. Dann setzen wir den Weg fort.

Im weiteren Verlauf des frühen Nachmittags überqueren wir an einer seichten Stelle den Fluß und begehen nahe den Hügeln ein abschüssiges Tal, das beidseitig mit niedrigen Pappeln und Eschen bewachsen ist. Darren möchte sich länger dort aufhalten, um die Qualität des Holzes zu prüfen, während ich meinen Weg gerne noch weiter fortgesetzt hätte. Wir einigen uns darauf, daß wir uns einige Stunden später an genau dieser Stelle wiedersehen wollen, und so ziehe ich fort.

Die Landschaft ist atemberaubend schön: Obwohl es meist die Detailfülle ist, die überwältigend auf das glatte Flächen gewöhnte Menschenaugen wirkt, ist es in diesem Fall die Zusammenfindung aus Farbe und Trübe, der ich mich hingeebe. Vorrangig rotviolette Töne gefallen, aber auch gelbe Flecken der niederliegenden Blätter, weiße und olivfarbene Blütenstände, braunes und grünes Buschwerk. All das läßt mich wie ein kleines Glühlämpchen inmitten eines Waldbrandes erscheinen. Und es fällt mir schwer, mich auf meine eigentliche Arbeit zu besinnen.

Stets darauf bedacht, mir den bislang geschrittenen Weg einzuprägen, folge ich irgendwann einer Spur aus am Hang hervorstehenden Felsen, die sich nach näherer Betrachtung als überkrufteter, arkotischer Sandstein ausweisen. Nur mit Mühe kann ich ein Bruchstück lostreten und im Licht ansehen. Ein Hammer wäre in Fornburg ja noch aufzutreiben gewesen, aber eine Lupe? Jedenfalls folge ich dem Streichen der Bank, auf der sich einige dünne Birken aufstützen und gelange schließlich an einen großen Ausstrich. Hier ist die gleiche Bank mächtiger, nunmehr einen Meter dick. Die Zusammensetzung hat sich nicht verändert, der Feldspat-Anteil ist vergleichsweise hoch. Für einen Mühlstein ist allerdings Sandstein zu bevorzugen, der sich fast zur Gänze aus Quarz zusammensetzt.

Enttäuscht lasse ich davon ab und sehe mich zur Orientierung um. Wie schon geplant, würde der beste Sandstein wenig nützen, wenn er sich nicht transportieren ließe. Und gerade hier im Wald, umwachsen von Dutzenden mehr oder minder starken Bäumen, wäre die Anlage eines Schurfs, geschweige denn eines Steinbruchs ohnehin ein wahnwitziges Unterfangen.

Ich setze mich einen Moment auf den Grund inmitten begraster Hügel, die von Ameisen eingerichtet sein mussten. Es sitzt sich bequem; der Boden ist weich und federnd und bietet mir eine ersehnte Nähe, mir die Verbindung zu dieser geheiligten Erde zu erklären. Mir den Staub von der Hose putzend, schaue ich gen Ferne und träume. Was würden Theraf und Jhadar noch für mich vorgesehen haben? Womit sey zu rechnen?

Ich stelle mir vor, wie ein aufregendes Abenteuer das Nächste jagt; wie ich nie der Freundschaften und zweideutigen Worte und Gesten meiner engsten Vertrauten müde werden würde. Wie ich immer neue Regionen und Geheimnisse in Fornburg und der Umgebung erkunden könne, ohne einem Ende, das heißt der vollendeten Erkenntnis, nahezu kommen. Und so sehr ich das als mein oberstes Ziel erkläre und vertrete – so sehr will ich mir diese Lebensaufgabe bewahren und sie buchstäblich bis zum Ausklang meines Geistes ausleben. Fornburg, seine Einwohner und insbesondere Annief stellen diesbezüglich den erforderlichen Anreiz dar.

Doch wer bin ich in dieser auffällig und damit verdächtig schönen Welt wirklich? Welche Rolle übernehme ich hier oder sollte übernehmen? Welchen Teil im großen Getriebe stelle ich dar? Ein großes Zahnrad oder ein kleines? Bin ich das Schmieröl oder gar die Antriebsquelle selbst? Bin ich der, der die Maschine entworfen und gebaut hat? Oder greife ich selbst nur in eine Kerbe und bin das arme Schwein, das sowohl zum An- als auch zum Abschalten bloß ein Knöpfchen drückt?

Die Möglichkeiten sind vielfältig und vielfältig sind meine Gedanken. Die Eifersucht, seit Jahren schon jedes nur denkbare und mich betreffende Ereignis zu ersinnen, nimmt mir einerseits zwar den Schrecken vor Überraschungen, aber andererseits werde ich intensiv abgelenkt und verliere oftmals den Blick für das Wesentliche, das Wirkliche. Mit meiner derzeitigen Beschäftigung ist das nicht anders.

Nun, da ich mich wieder unter Stress gesetzt sehe – immerhin will ich niemanden mit meinen Versprechungen enttäuschen: Verfehle ich da nicht die mir angerate-

ne Lebensphilosophie der Fornburger? – Nur zu leben wie einem bekommt, und verfolgt man auch nur die eigenen Interessen?! Obwohl mir meine Erziehung nicht gestattet von etwas zu leben, das ich nicht erarbeitet habe, muß ich doch noch viel darüber lernen, im Umkreis von einhundert Kilometern niemanden enttäuschen zu können, selbst wenn ich mich darauf konzentriere.

Unbewusst habe ich während meiner Gedankenfahrt mit einem Stein in der Hand gespielt, den ich mir jetzt erst genauer betrachte: Es ist ein winziges Stückchen scharfkantig gebrochene, glänzend schwarze Kohle! Doch woher kommt der Brocken? Am Boden und in der unmittelbaren Umgebung kann ich keine weiteren kohligen Stückchen erkennen. Als hätte man speziell dieses Beispiel für mich vor Ort platziert, damit ich nicht den Mut verliere!

Eifrig erhebe ich mich und spähe krampfhaft nach verwertbaren Lagerstätten. Tatsächlich ist so ein Vorgehen grober Unsinn, da die oberflächennahe Verwitterung für gewöhnlich alles Auffällige maskiert. Aber man kann stattdessen auf Indizien achten, etwa die Vegetation oder Steilstufen im Gelände.

Da gibt es einen spitz zulaufenden Hügel, der an der gegenüberliegenden Kante hart abzufallen scheint. Auf dessen höchstem Punkt – im Strom der darüberstreichenden Winde – wachsen einige Krüppelkiefern und Büsche mit bunten Beeren daran. Die Äste der dünnen Bäume überkreuzen sich gelegentlich und rufen mich mit ihrer hervorstehenden Art nur noch mehr zu sich.

Ich folge dem Hinweis und trete aus dem Schatten. Im Vorwurf der brennenden Sonne bedenke ich, kein Wasser bei mir zu haben; statt zum Fluß zurückzulaufen, suche ich meinen Weg hinauf zum Höhenzug, ihn zu ergründen ich mich verpflichtet fühle. Es ist eine derartige Landschaftserscheinung, von der man ahnt, daß man ihr eines Tages einen Namen geben werde, etwa »Berg der Winde«, »Hochburg der Wunschbeeren« oder Ähnliches. Jemand, der zum ersten Mal einen solchen Ort betritt – sey es nun eine Höhle, ein Strand oder eben eine Landschaftserhebung – spürt zuweilen, mit etwas Einzigartigem konfrontiert zu sein. Ihm Jahre oder Jahrhunderte später Folgende werden sich stattdessen fragen, welche Berechtigung zum Zeitpunkt der Ernennung vorlag. Als blätterte man in einem längst verschollenen Herbarium eines unbekanntem Botanikers, der mit dem Eintrag einer Pflanze namens »Launenkraut« eine Erstbeschreibung vorgenommen hatte: Ge-

spannt betrachtet man den eingeklebten Stängel und Blüte, bemerkt aber nichts Auffälliges daran. Der einstige Eindruck ist durch die Konservierung längst verfliegen; das geheimnisvolle ›Launen‹ verblasst, ohne daß je einer Notiz genommen hat.

Nun bin ich daran, mir einen Weg durch das Heidekraut bis zum höchsten Punkt zu suchen. Bald stehe ich über der Umgebung und erfreue mich am dargebotenen Panorama. Nicht nur das wenige Kilometer entfernt liegende Fornburg und den benachbart liegenden Küstenraum erkenne ich wieder; auch weite und zusammenhängende Abschnitte der Bachschleifen finden zu meinem Auge. In anderer Richtung scheint ein grauer Klotz inmitten grün bestrichener Hügel zu liegen, ebenfalls auf erhabener Position. Möglicherweise handelt es sich um die Burgruine selbst, die dem Dorf Fornburg ihren Namen gab. In der der Küste entgegengesetzten Richtung offenbart sich der steile Abhang, wie ich ihn bereits vermutete. Von steigendem Puls geleitet, übergießt mich die Gewißheit, daß in der Tat niemals jemand zuvor an meiner Stelle gestanden haben konnte. Würde ich diesem Orientierungspunkt später einen Namen auf einer Karte zuweisen?

Wie es zu nieseln beginnt, gehe ich in mich: Um mich herum wird das detaillierte und farbenfrohe Abbild der Landschaft gegen ein grelles Licht getauscht, das schließlich zu schwärzester Finsternis verkommt. (Und trotzdem ist es der Helligkeit gleichwertig!)

Der rasche Helligkeitswechsel irritiert meine Sinne, vergibt mir einen Schwindel und verführt dazu, mich wieder zu setzen. Auch der Nebel geht vorüber, lichtet die Luft und bringt jene Strukturen der Entfernung zurück, die mir als Meer und Heimat unlängst bekannt und vertraut geworden sind.

Abermals betrachte ich das Stückchen Kohle in der Hand, die schon ganz schwarzgemalt ward. Woher nur kommt sie? Ein Flöz=Ausbiß ist mir nicht aufgefallen. Bleibt so etwas überhaupt beständig an der Erdoberfläche? Oder verwittert ein Ausbiß an Kohle ebenso schnell zur Unkenntlichkeit wie eine Tongrube? Das sollte ich einmal nachschlagen!

War die Kohle überhaupt der Geheimnisträger? Gerade Kohle ließe sich leicht in einem Köhlerhaufen zu Unmengen erzeugen! Viel wichtiger schienen mir da die anderen Rohstoffe, auf deren Suche ich mich befinde: Viele Erze oxidieren unter dem Einfluß von Luft und Wasser, und werden deswegen bergmännisch gefördert. —

Und das liegt sicherlich außerhalb meiner Möglichkeiten! Hatte ich überhaupt eine echte Chance, auch nur einen Teil meiner Versprechen einzuhalten? Nun gut, einen Sandstein habe ich bereits gefunden; an der Qualität mangelt es nicht. Und wenn ich weiter suche ...

»Hier bist du!«, ruft mich Darren unerwartet von hinten an, sodaß ich auf = schrecke.

»Puh! Also Anschleichen kannst du dich!«, lache ich stattdessen: »Sieh' dir das an: Kohle!« – Und ich zeige ihm den Klumpen.

»Tatsächlich.«, murmelt er und gibt es mir zurück.

»Einen Sandstein=Ausbiß habe ich auch schon ausgemacht. Er ist für Bausteine jedoch nicht geeignet. Ich brauche einfach mehr Zeit.«

»Niemand drängt dich zu irgendeinem Erfolg, auch wenn du denkst, dich be = weisen zu müssen!«

»Ja, weiß ich. Aber ich muß das Ganze noch eine Stufe professioneller ange = hen: Dazu gehört vorrangig eine Geländekarte, auf der ich mögliche Rohstoffe ein = tragen kann. Nur dann wird es mir möglich werden, das zu finden, das sich suche!«

»Nur die Ruhe.«, beruhigt er mich: »Dazu wird es in den nächsten Tagen kommen.« Er greift mir um die Schulter und führt mich vom Hügel weg, zurück in die Senke, wo der Bach fließt.

Auf dieser Seite des Hügels erscheint alles viel friedlicher und ausgeglichener. Das Wässerchen rinnt nun entspannt, wirft kaum noch Wogen. Als wäre es für dieses Bachbett geschaffen worden, von der unheimlichen Unendlichkeit der Zeit glattgestrichen. An einem majestätischen Birnbaum müssen meine schweifenden Au = gen verharren.

Darren läuft mittlerweile nur noch barfuß und hat das fließende Wasser zum Durchqueren betreten. Ich folge seiner Spur, sowie er auf der anderen Seite ange = langt ist und nunmehr zwischen den herabfallenden Birnen und trockenen Zweigen umhergeht.

»Ein prächtiger Baum. Wäre der nicht eine Quelle für Holz?«

»Abgesehen davon, daß es vermutlich töricht wäre, zunächst einmal diese Quelle für Birnen zu zerstören: Nicht in diesem Alter.«

Er umrundet einmal den Stamm und streicht mit der Hand über die Rinde:
»Nein, nicht in diesem Alter.«

»Na gut«, grinsse ich: »Das mit dem Holz wirst du wohl besser wissen. Und wie sieht es sonst aus?«

»Hinter dem Hügel«, zeigt er, »gibt es ein paar Haselnüsse, die wären für filigrane Dinge nicht schlecht: Im unteren Drittel fast keine Äste. Dann gibt es da noch eine Eiche, die ganz allein zwischen Erlen steht. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich sie mit meinen Werkzeugen umlegen kann. Im Grunde ist es wie bei dir: Ein befriedigendes Ergebnis an einem einzigen Tag zu erzwingen, ist Blödsinn. Zuerst wird ausgekundschaftet, dann ein Plan gemacht. Was am Ende funktioniert, wird sich zeigen. Und gerade die Zeit ist es nicht, die uns drängt.«

Wie recht er mit diesen Worten doch hat!, denke ich bei mir und verpeise genüsslich Birnen, das verschwitzte Hemd lüftend. Immer wieder beuge ich mich vor, damit der Stoff in Wellen und Falten geworfen würde und nicht länger an meiner Haut klebt.

Vielleicht wird dieser Satz in die Geschichte eingehen, verleitet von Kontrast und Ironie: »Ich saß dort unter den Birnen und war Mensch.« Was nur soll ich dem hinzufügen?

Mit jedem Atemzug sauge ich mehr Freiheit in mir auf, als ich bislang erfahren durfte. Das widerspenstige Sonnenlicht durchdringt meine verschlossenen Augenlider wie Papier, lodert und geht tiefer in mein Gehirn. Selbst die Hände, die ich, am Wasser sitzend, stützend hinter mir aufgerichtet habe, spüren die längst vermisste Lebendigkeit. Da hin und wieder ein kühlender Spritzer Wasser vom tanzenden Perlensaum des Baches verirrt auf meinem Handrücken niedergeht: Wie sehr ich meine Zeit, fern von Anniek und Fornburg, lieb gewonnen hatte und genoß!

Was für einen Gefionisten und insbesondere mich in Beziehung zu Anniek (für deren Liebeserschließung ich eine Odyssee an Abenteuern und Zweifel speisenden Rückschlägen durchleben mußte) in hohem Maße ironisch klingt, sehe ich als Trieb einer gefunden und lange währenden Vereinigung. Denn gerade die Trennung und die Freude des Wiedersehens schüren die Liebe und bewirken den ausgeprägten Anstoß der sehnsüchtigen Vorfreude: Zu wissen, daß nichts die Endgültigkeit erreicht hat (weder die beständige Anwesenheit des Partners noch das unumkehrbare Allein-

sein), sondern der Zustand der Vereinigung bei Bedarf erhofft, bei Verlangen ersehnt und, am wichtigsten, bei Erwartung erfüllt werden kann; diesen Mechanismus nenne ich für die Liebe unabdingbar.

Doch es war nicht das allein, das mir zu verstehen und die Freuden des Daseins anzunehmen lernen half: Im Rückblick auf meine lächerlich beschränkte Existenz vor meinem »Eintritt« in die Umgebung Fornburgs habe ich ungeahnte Freiheiten erlangt oder vielmehr: Abhängigkeiten abgelegt. Da gab es beispielsweise einmal das Geschick, da ich in eine größere Wohnung umziehen sollte. Tagelang schrieb ich Listen, welche Dinge dabei zu beachten seien: Neben vertraglichen Klauseln, die es einzuhalten galt, bedurfte es Ummeldungen bei Versicherungen, der Bank, dem Arbeitgeber und sonstigen Einrichtungen; Organisation des Transports meiner Möbel und Gegenstände sowie der finanziellen Voraussicht, diese neue Wohnung in Zukunft auch unterhalten zu können. Mit diesen Fragen verlor ich mir Vertrauen und Geist, und es nahm auch schädlichen Einfluß auf meine sonst fruchtbare schriftstellerische Tätigkeit.

Nun – habe ich mich von all den Ketten gelöst, bin durch alle Seile geschlüpft, als sey ich mit Öl eingerieben worden. Möglicherweise gestattet ein geeigneter Vergleich zu sagen, daß man mich im Moment meiner Ankunft hier in Fornburg mit einem Male aller Habseligkeiten entledigte; mir alle meine Kleider vom Leibe nahm und ein neues, schlichtes Gewand bereitlegte; mir meinen Namen und meine Titel, meine Freundschaften und Beziehungen aberkannte und die Angabe eines neuen Namens, einer neuen Identität abwartete. Und ich ergriff die Chance und begann ein neues Leben.

Darren hatte sich derweil aus der Pause im Schatten erhoben, aus einer Tasche einen Leinwandbeutel hervorgebracht und sammelte nun Birnen ein.

»Für Kuchen oder zum Einkochen?«, will ich wissen und gehe ihm zur Hand.

»Catla zerstampft manchmal die Früchte und legt sie auf Schwellungen auf. Aber das ist meist das Schicksal irgendwelcher Beeren. Marcía verbäckt die Früchte dagegen bevorzugt sofort, wenn ich ihr denn welche bringe. Und wenn mir dann noch unterwegs ein jeder, der mir begegnet, ins Mitbringel greift, entstehen am Ende selten mehr als zwei Kuchen.«

»Und Tee? Kann man aus den Blättern nicht Tee machen?«

»Da fragst du besser Catla! Getrunken habe ich so einen Tee jedenfalls noch nicht.«

»Weißt du, ob es in der Gegend einen Einsiedler gibt?«, frage ich Darren nach einigen Minuten Schweigen. Er überlegt.

»Ja, da ist tatsächlich einer: Während alle anderen in Fornburg leben, zieht dieser Mann das Alleinsein vor. Woher weißt du von ihm?«

»Ich bin nicht sicher, ob du das verstehen wirst, Darren, aber ich kenne einen solchen aus einer – früheren Begegnung. Da hatte ich so eine Ahnung, daß er hier in der Nähe ansässig sey.«

»Ja ist er, wie gesagt. Er lebt einige Kilometer im Norden, am Oberlauf des Bachs.«

»Hat er ein Haus aus Steinen oder aus Holz?«

»Ich stand nie zuvor in seiner Hütte, habe nie ein Wort mit ihm gewechselt.« Darren schnürt den Sack zu. »Er schimpft mich immer davon, der alte Knochen, so bald ich in die Nähe seines Anwesens komme. Er ist harmlos.«

»Und die Hütte?«

»Die besteht aus Steinen, das kann man auf die Entfernung sehen. Warum fragst du?«

»Ich kam auf die Idee«, berichte ich ihm auf dem Rückweg, »daß es sich bei diesen Steinen entweder um Abbau aus einem bestehenden Steinbruch handelt oder es sind Findlinge. Beides wäre gut. Falls er sie aus einem kleinen Bruch abbaut, wäre das ein geeigneter Ansatzpunkt für weitere geologische Untersuchungen.«

»Falls er mit sich reden läßt! – Was sind Findlinge?«

»Mir fiel auf, daß die Weiten dieser Ebene hügelig sind und hin und wieder größere, glatt gerundete Felsen, die Findlinge, herumliegen. Ich muß das genauer untersuchen, aber vielleicht sind diese Felsen eines vor Ewigkeiten bestandenen, heute aber abgeschmolzenen Gletschers mitgeführtes Geröll. Das könnte gleichermaßen auf das Vorkommen von Löß schließen lassen, einen die Bodenfruchtbarkeit erhöhenden, durch Windtransport ehemals verfrachteten Schluff, der in der Weite verteilt worden sein könnte. Wenn mir dessen Kartierung gelingt, könnte man Äcker bestmöglich anlegen und letztendlich höhere Erträge erzielen! Manche Völker pressen Löß auch zu Ziegeln und errichten Gebäude damit!« Meine Schwärmerei ufert aus.

»Vielleicht solltest du zunächst nach dem suchen, das für die Produktion von Glas und Schmiedemetall wichtig ist. Das erscheint mir vorrangig. Verhungert ist bei uns noch niemand!« – Wie so oft hat Darren recht.

Auf dem Rückweg überwinden wir abermals die von Gras und wenigen Büschen bestandenen Hügel. In der Tat gibt es Stellen, wo aus dem grünen Hintergrund eine Handvoll dunkelgrün sich abhebende, kriehhohe Bündel irgendeines Krauts herauschauen. Auch Holunder erkenne ich. Bäume sind hier keine; die wachsen alle entlang der Wasserläufe.



In der Ferne spähe ich die ersten Gebäude von Fornburg. Sogar die kleine Insel Jbyko, die mir zur Heimat geworden ist, zeigt sich schwer sichtbar inmitten eines blauen, namenlosen Meeres.

Ich bin zufrieden und von Birnen satt, bedächtig und in Sehnsucht auf Annie und ihr Tagewerk, mir zu erzählen, was sie erlebt hat, und auch ihr von meinen Abenteuern und Fortschritten kundzutun. Dieser Austausch an Erlebnissen würde, so bin ich überzeugt, nicht nur meine informativen Bedürfnisse stillen, sondern mir auch die seelische Gewißheit verschaffen, an Annie's Leben wesentlich Anteil zu haben, und zu erkennen, ob auch sie sich geborgen fühlt.